

DIE ZEIT/Modernes Leben, Nr.7, 7.2.1992, S.86
Titel: „Nachleseland — Das Bedürfnis nach geistiger Wegweisung
im Osten wird geringer“
© 1992 DIE ZEIT und Dieter E. Zimmer

Nachleseland

Von Dieter E. Zimmer

LESELAND! Die Urheberschaft an dem stolzen Schlagwort scheint Hermann Kant zu beanspruchen. „Es wird mir jetzt immer nachgesagt, ich habe gefrevelt mit dem Begriff Leseland“, erklärte er neulich einem Interviewer: „Ich wiederhole in aller Deutlichkeit: Die DDR hatte sich diesen Namen durchaus verdient.“

So sah Honecker es auch. „Mit vollem Recht“, erklärte er auf der SED X. Parteitag, „können wir von der DDR als einem ‚Leseland‘ sprechen.“ Und Klaus Höpcke MdL, einst sein sogenannter Literaturminister, sekundierte: „... die Fähigkeit zu lesen [wird] immer mehr zur Voraussetzung für die Persönlichkeitsentwicklung im entwickelten Sozialismus. Jener starke Leistungswille, jene hohe Leistungsbereitschaft und schöpferische Leistungskraft, die in einem jeden zu wecken zum persönlichen Wohlbefinden der einzelnen führen und dem Fortschritt der Gesellschaft nützen wird, ist nur erreichbar, wenn noch mehr Menschen als bisher schon lesen ... Während wir so in unserem als ‚Leseland‘ treffend charakterisierten sozialistischen Staat uns von Kinderkrippe ... bis ins Rentenalter um die Erhöhung des Kulturniveaus von immer mehr Menschen ... kümmern, sieht sich ... das BRD-Blatt ‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘ ... zu der Überschrift gezwungen ‚Lesen will heute niemand mehr‘.“

Wir in dem Land namens Hüben glaubten den Funktionären vielleicht die Deutung nicht (dreimal Leistung, einmal Wohlbefinden und Fortschritt), aber das Faktum an sich, das erkannten wir irgendwie an: Wir die fetzigen Genußmenschen, sie die braven Leser. In unserer Vorstellung hatte die DDR auch ein rührend Spitzwegesches Air: Ein Volk im materiellen Mangel saß da im Braunkohlenrauch seiner Kachelöfen und im Schummerschein seiner Tütenlampen über die Klassiker gebeugt, die des Marxismus-Leninismus vielleicht nicht so sehr, aber über die anderen, saß still da und befließigte sich.

Und da wollte nun das Bundesinnenministerium, sobald es das konnte, der Sache auf den Grund gehen, erteilte Frau Noelle-Neumann einen Auftrag, und die stellte trocken fest: Im Juli 1991 gaben in Westdeutschland 53 Prozent der Leute an, öfter einmal ein Buch zu lesen, in Ostdeutschland aber nur 46.

Kants, Höpckes, Honeckers „Leseland“, Johannes R. Bechers „Literaturgesellschaft“ – eine Wortblase mehr, die nun geplatzt ist? Nichts als eine weitere rhetorische Figur in einem System, das ganz auf Rhetorik beruhte, das seine Defekte und Brüche durch eine so pathetische wie sklerotische Rhetorik übertünchte? Das sich also unentwegt selber in die Tasche log? Das das gesagte, geschriebene oder auch nur gedachte Wort darum auch ungemein ernst nahm, denn es mußte ja wenigstens die rhetorische Fassade in sich konsistent gehalten werden?

Nein, ganz aus der Luft gegriffen war es nicht. „Leseland“ zwar war Rhetorik. Aber es traf zu, und diese Ehre muß man ihr lassen: in der DDR lasen eine Menge Leute eine Menge Bücher. 140 Millionen Bücher jedes Jahr brachte die DDR unters Volk, pro Kopf fast neun. Vergleichszahlen für Westdeutschland gibt es nicht. Wenn man sich jedoch behilft und den Gesamtumsatz des Buchhandels durch die Durchschnittsladenpreise teilt und das Ergebnis auf die Einwohnerzahl bezieht, kommt man pro Kopf auf gut sechs. Mancher wird einwenden, die Differenz bedeute wenig – ein großer Teil der Bücher in der DDR sei so öde gewesen, daß er zwar vorhanden war, aber niemals gelesen wurde. Aber dann gibt es noch die Bibliotheksstatistik. Entleihen wird jemand ein Buch ja nur, wenn er zumindest vorhat, es tatsächlich zu lesen. Und da wurden in Ostberlin zu DDR-Zeiten pro Kopf der Bevölkerung im Jahr 7,1 Bücher aus den Öffentlichen Bibliotheken entliehen, in Westberlin aber nur 5,8. 92 Prozent der Ostdeutschen sagen denn auch, sie hätten schon einmal ein Werk von Goethe gelesen; im Westen sind es nur 78.

Es war also schon etwas dran. Aus einer bestimmten Perspektive konnte, ja mußte sich dieser maßvolle statistische Vorsprung als ein kategorischer Unterschied darstellen. Da Bücher, wie fast alles andere auch, Mangelware waren und die gefragten Titel nie in ausreichenden Auflagen erschienen, entstand notwendigerweise der Eindruck, die Menschen wollten immer mehr davon, seien geradezu unersättlich. Und da sich die ganze Nachfrage unter den Bedingungen der Abschottung auf die bloßen 6000 Titel richten mußte, die der SED-Staat seinen Bürgern pro Jahr zugestand, hatte jedes einzelne Buch im Durchschnitt eine weitaus höhere Auflage als im Westen – etwa 23 000.

Wer in der alten Bundesrepublik einen Roman geschrieben hat, kann ganz zufrieden sein, wenn dieser viertausend Käufer und Leser findet; der DDR-Schriftsteller dagegen hatte tatsächlich so etwas wie ein Massenpublikum, und hatte er sich gar den Nimbus des Dissidentischen erworben, so ließ ihn dieses Publikum wissen, daß es geistige Wegweisung von ihm begehrte und begierig auf jedes weitere Wort von ihm wartete. Der Schriftsteller konnte sich auf eine anteilnehmende, hungrige Lesergemeinde verlassen. Der Stolz der SED auf ihr „Leseland“ war darum wohl immer etwas voreilig. Daß eine Menge Leute eine Menge Bücher lasen, brauchte auch nur zu heißen: Sie suchen Gründe für ihr Mißbehagen. Oder: Es ist langweilig hier, und die Zeitungen sind miserabel.

Die Wende setzte jedenfalls auch dem „Leseland“ ein abruptes Ende. Plötzlich waren viel mehr Bücher da denn je. Plötzlich waren sie auch sehr viel teurer. Plötzlich gab es vieles andere Neue, das den Büchern Konkurrenz machte; dringender als die Lektüre von Büchern wurde die des Kleingedruckten. Plötzlich auch war das Lesevolk nicht mehr auf die verklausulierte Regimekritik seiner Schriftsteller angewiesen – und diesen Prestigeverlust verschmerzen diese wohl am schwersten.

So ist Ostdeutschland denn heute weniger ein „Leseland“ als Westdeutschland. Aus jener Umfrage geht aber auch hervor, daß dort nicht nur weniger gelesen wird. Die Ostdeutschen gehen weniger ins Theater (16 zu 23 Prozent), besuchen weniger Konzerte (15 : 23), gehen überhaupt weniger aus, wandern weniger, haben weniger Gäste, machen weniger Besuche, spielen weniger Karten, treiben auch sehr viel weniger Sport (21 : 34). Nur in puncto Fernsehen, Zeitunglesen, Radiohören, Video liegen sie gleichauf oder sogar über den Westdeutschen. Beide Hälften des Landes sind sich anscheinend darin einig, daß der schönste Zeitvertreib das Fernsehen ist (74 : 74). Und gar 49 Prozent der Ostdeutschen, aber nur 32 Prozent der Westdeutschen sehen täglich mehr als eine Stunde fern.

Wer die flotten Etiketts à la „Literaturgesellschaft“ schätzt, darf bekümmert oder schadenfroh konstatieren, daß aus dem Leseland ein Glotzland geworden ist. Wer sich lieber das ganze Profil vor Augen hält, erkennt in ihm eher die Zeichen der postsozialistischen Depression: ein allgemeines Sich-Verkriechen. Sie wird sich zweifellos langsam lichten, wenn die materiellen Umstände sich bessern und der Kulturschock einigermaßen verwunden ist. Dann werden sich die deutsch-deutschen Zahlen zum „kulturellen Interesse“ angleichen. Jener gewisse statistische Vorsprung Ostdeutschlands beim Bücherlesen dürfte jedoch für alle Zeiten dahin sein.

Der Fall könnte eine gewisse Ernüchterung bewirken. Lesen, Bücherlesen ist offensichtlich nicht, wofür wir es am liebsten hielten: eine Art Suchtverhalten – einmal in früher Jugend davon genossen, und man kommt nie davon los. Auch jahrzehntelange emsige Erziehung zum Lesen bewirkt wenn überhaupt etwas, dann jedenfalls nicht dauerhaft. Man liest wahrscheinlich gar nicht, weil man entsprechend bearbeitet wurde, sondern weil man es unter den jeweils gegebenen Umständen von sich aus für einen lohnenden Zeitvertreib hält. Kaum ändern sie sich, vergißt die Klasse die Lektion und stürmt hinaus. „Leser“ ist, wer immer neu dazu wird. Und Erziehungsdiktaturen werden nie weit kommen.